



Ingeborg Lauwaßer
Maurice

Havel-Künstler

Impressum:

1. Auflage

© Havel-Künstler 2017

Idee, Konzept, Layout und Bearbeitung: Ingeborg Lauwaßer

Textkorrektur: Evelyn Liebig-Lingnau

Alle Rechte vorbehalten:

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne die schriftliche Genehmigung durch Havel-Künstler reproduziert, in elektronischen Systemen verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

www.havel-kuenstler.de

Ingeborg Lauwaßer

Maurice

Maurice lebt in einem der vornehmsten Viertel in Paris. Sein Leben ist beschaulich und angenehm. Doch immer wieder gibt es für ihn und seine Freunde Ärger mit Toni einem Straßenkötter.

Durch einen Zufall findet Toni heraus was die Katzen bei ihren Treffen im Keller der Villa der Kleins treiben. Er will dem ein Ende setzten und versammelt seine Bande um sich.

Gemeinsam mit seinem Freund Don Diego schmiedet Maurice einen Plan, wie sie den Fängen der Hundebande entkommen können. Dabei macht Maurice die Bekanntschaft von Bruno, einem Mastiff mit sanftem Gemüt.

Nach einem fulminanten Sommer und dem folgenden Herbst hielt nun König Winter Einzug. Dicke Schneeflocken, die gestern noch auf die Erde rieselten, als wollte sie sich vortasten, kamen seit den Morgenstunden in ungeahnter nieder. Kinder juchzten auf dem Weg zur Schule. Schneebälle flogen, wer nicht rechtzeitig in Deckung ging wurde hart getroffen. Im Klassenzimmer gingen sehnsuchtsvolle Blicke nach draußen, die Vorfreude auf das winterliche Abenteuer grub sich in die Kinderherzen.

Die flaumige Schicht bestäubte in ihrer jungfräulichen und eiskalten Schönheit alte und neue Häuser. Gärten und Bäume sahen aus, als seien sie mit feinstem Puderzucker überzogen.

In der Pause tollten die Kinder auf dem Schulhof, rote Nasen und Wangen, blitzende Augen, sie hatten unglaublichen Spaß. Plötzlich knirschte es in der alten Eiche, die im Sommer schattenspendend ihre voll belaubten Äste ausbreitete. Das Loslösen eines Astes kündigte sich an und wenige Augenblicke später sauste er krachend auf den Boden nieder. Die Schüler sprangen begeistert zur Seite, genossen das Schauspiel, während der Lehrer fast um sein Leben fürchtete.

Paris war wie leergefegt; die Metamorphose aus Schnee und Eis gab der Stadt das Aussehen einer vorweihnachtlichen Märchenlandschaft. Im Künstlerviertel rauchten vereinzelte Schornsteine und bliesen ihren schwarzen Dunst in den frischen Himmel hinauf. In den engen und schmalen Gassen mit ihren alten, dicht aneinander gedrängten Häusern hasteten einige Leute nach Hause. Eisblumen zauberten ihr zartes Muster an schlecht schließende kleine Fenster, verbargen dabei Not und Elend.

Ganz in der Nähe, zwei Querstraßen weiter in der Rue de Flaubert, bot sich ein anderes Bild.

In diesem vornehmen Viertel, das sich trotz zunehmender Anzahl an Geschäften, Bars und Restaurants den Reiz des Besonderen bewahrt hatte, stach ein Haus hervor. Wie ein hässliches kleines Entlein wirkte es zwischen zwei vornehmen Bürgerhäusern völlig fehl am Platz. Hinter der bieder und sauber wirkenden Fassade verbarg sich das Bistro von Madame Rosa. Kein Schild wies auf die Bar hin, doch saßen hier Abend für Abend hinter den beschlagenen Fenstern Gestalten, die meist das Licht der Öffentlichkeit mieden. Die Theke war bestückt mit wenigen Flaschen, der Fußboden alt und abgetreten. An den Tischen saßen immer die gleichen Leute und tranken „Grüne Fee“.

Am Ende der Straße, die unvermittelt einen Bogen machte und vor einem schmiedeeisernen Tor endete, führte der Weg zu einer Villa. Der Garten, eher eine riesige Parkanlage mit seinen uralten Bäumen, verbarg unter der dicken Schneeschicht sorgfältig gepflegte Rabatten.

Lebensgroße Steinfiguren, die rechts und links die breite Allee zum Haupteingang säumten, trotzten der Kälte. Die marmornen Schultern der Damen waren mit einer weißen Stola bedeckt, stolz erhobenen Hauptes standen sie da, Mützcchen aus Schnee zierten jetzt ihre Köpfe.

Im Herbst hatte ein Sturm, der die Bäume blattlos zurück ließ, ganze Arbeit geleistet. Die nackten Äste waren jetzt umhüllt mit einem weißen Mantel aus Schnee, und der Blick war frei von der Straße bis hoch zum Eingangsportal. Breite Türflügel verweherten trotzig den Eingang in die Villa, ihre Mitte zierte ein in Glas gearbeitetes Kunstwerk, das Porträt einer engelgleichen Frau.

Glasschichten, veredelt mit geschmolzenem Gold und Silberfäden, waren in ihrer Darstellung so real, dass es manch einem der Passanten dem Atem verschlug, wenn er oder sie vermeinte, dort im Sonnenlicht eine Geheimnisvolle Schöne stehen zu sehen.

Zum rückwärtigen Teil des Hauses und dem Dienstboteneingang führte ein schmaler Weg. Die grobe Eichenholztür war fest verschlossen. Nur der aufkommende Nordwind besaß genug Kraft, um die eingebaute Katzenklappe leicht in Schwingung zu versetzen. Große Tapsen im Schnee, sie gehörten eindeutig nicht dem vierbeinigen Bewohner des Hauses, führten geradewegs zu einem der Kellerfenster. Einsam und frierend drückte sich ein riesiger zotteliger Hund hier die Nase platt. Man sah es ihm an, seine besten Tage lagen hinter ihm. Die Lenden waren eingefallen und sein rüdiges Fell von undefinierbarer Farbe. Steifbeinig versuchte er, gegen die Kälte anzukämpfen, doch immer wieder überkam ihn heftiges Zittern. Er wirkte einsam und verloren. Seine Nase war noch in Ordnung, nur mit dem zunehmenden Alter bereitete ihn sein schwindendes Augenlicht Mühe. Sein warmer, vor Aufregung hechelnder Atem hatte die Eisblumen am Fenster aufgetaut und gab durch ein kleines kreisrundes Loch ein wenig von dem Preis, was sich im Keller tat. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den schwachen Lichtschein. Endlich! Seine Nackenhaare sträubten sich: das übertraf seine kühnsten Vermutungen. Vor Spannung wurde ihm warm, er fuhr sich mit der rauen Zunge über Schnauze und Bart.

Im warmen Schein einer Lampe lag eine große silberfarbene Katze auf einem flauschigen Teppich. Potztausend! Vor Aufregung entwich Toni ein Wind.

Er schüttelte sich, feines Schneegeriesel stob um ihn herum, missmutig knurrte er in seinen grauen Bart: „Ich hab’s doch gewusst ...!“

Innerlich frohlockend, spürte er die beißende Kälte nicht mehr. Nun war er der Sache doch noch ein Stück näher gekommen. Erregt jagten Gedanken durch seinen Kopf ... doch sein Clan würde sich erst im Frühjahr wieder zusammenfinden. Egal, ein Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit machte sich breit: die Katze lief ihm nicht davon. Im Frühjahr, zurück aus seinem Winterquartier, würde er dem Spuk ein für alle Mal ein Ende bereiten. Die beste Gelegenheit, seine Position als Chef im Viertel aufzupolieren. Unbestritten, Katzen zählten nicht zu seinen Freunden. Mit mäßigem Erfolg hatte er seit dem Ende des Sommers versucht herauszufinden, was dieses Flohkissen dort unten trieb. Schmieriges Grinsen überzog sein Maul und entblößte die obere Zahnreihe. Die wenigen, mit braunem Zahnstein überzogene Beißerchen bereiteten ihm oftmals Schmerzen. Einen Eckzahn hatte er vor ein paar Wochen im Kampf um sein Revier eingebüßt, sich am Ende aber behauptet. Der Gegner kam mit einigen leichten Blessuren seiner Meinung nach ziemlich glimpflich davon. Allerdings ließ er, wenn er sich mit dem Kampf brüstete, unerwähnt, dass sein Gegner weit unter seiner Gewichtsklasse lag und der Sieg ein vorhersehbar und daher leichter war. Seine Kumpels respektierten ihn als Chef, teils aus Langeweile, teils aus Angst. Vom Leben gebeutelt, hatte er sich mit den Jahren zum exzentrischen Einzelgänger entwickelt.

Schnaufend reckte er sich, seine morschen Knochen knackten, die Jahre auf der Straße hatten ihre Spuren hinterlassen.

Doch eines war sicher, bevor er die letzte Reise antrat, würde er das Geheimnis um diese Katzenbande lüften. Seine Gang, die mit Vorliebe alles beobachtete, was sie nichts anging, beobachtete vor einigen Wochen, wie nach und nach immer wieder Katzen im Keller der Villa verschwanden. Mehr aus Langeweile hatte er ein paar seiner Jungs ausgesandt, um herauszufinden, was die Flohkissen dort trieben. Eigentlich hätte er es wissen müssen, nichts war mehr so wie zu seiner Jugendzeit, heute gab es nur noch Dilettanten. Diese Idioten stellten sich nämlich derart dämlich an, dass die ganze Aktion in eine wilde Hatz ausuferte. Seine Jungs versuchten doch tatsächlich, der Katzen habhaft zu werden. Das Samtpfotengesindel machte sich aber fluchtartig aus dem Staub und verschwand auf umstehende Bäume oder über irgendwelches Gemäuer – unerreichbar für seine Bande.

Sogar Ernie, dieser Strolch auf drei Beinen, saß nach einem kurzen Sprint sicher auf einem rettenden Baum. Kaum oben, streckte er voller Schadenfreude Tonis Kumpels frech die Zunge raus. Begleitet von einem wohligen Maunzen fuhr er sich mit der Pfote genüsslich über die Schnurrhaare und verhöhnte die jaulende Hundemeute unter sich. Toni schnaufte: mit dem war er noch nicht fertig!

Die Kälte kroch seine Flanken hoch, als ein schauriges Geräusch die Stille durchbrach: In unkontrolliertem Klappern schlugen seine Zähne aufeinander. Eigentlich wollte er schon längst bei seinem Freund Gustave sein – egal, dieser kleine Zwischenstopp verschob seine Abreise nur unwesentlich. Leises Knurren entrang sich seiner Kehle.

Der Schnee hatte ihn fast völlig eingehüllt, das Wetter war nichts für seine von Rheuma geplagten Knochen.

Eine innere Verlorenheit überkam ihn und ein Bedürfnis nach Ruhe und Geborgenheit. Er schüttelte sich um den Gedanken abzustreifen, er wurde langsam alt, alt und sentimental.

Der Weg zu seinem Freund würde ihn Zeit und Kraft kosten; heute war er einfach nur müde und würde sich am liebsten irgendwo hinlegen und die Augen schließen. Er warf einen letzten Blick durch das Fenster, dann trabte er los. Trotz der Aussicht auf sein warmes Winterquartier verbesserte sich seine Laune nicht. Von Kindesbeinen auf der Straße zu Hause, fand er stets in alten Häusern und Ruinen eine Bleibe. Verlaust und schmutzig zog er jahrein, jahraus durch die Straßen. So lernte er auf einer seiner Wanderungen Gustave kennen. Bei dem Gedanken an den alten Haudegen musste er unwillkürlich grinsen, ihre Begegnung war für ihn ein unerwarteter Glücksfall. Gustave war eine etwas kurz gestrickte, arme Kreatur, die über den Horizont des bäuerlichen Hofes fast nie hinaus kam. Der Bauer hatte nur zornige Worte für ihn übrig, und so lag Gustave tagein, tagaus vor seiner Hütte, die Schnauze auf den Vorderpfoten, scheinbar den Hof bewachend. Auf einer seiner Streifzüge machte Toni ihn aus und freundete sich mit ihm an. Unbestreitbar, er hatte es immer noch drauf, lullte Gustave mit seinem Geschwafel ein und hatte einen Mordsspaß dabei. Toni entdeckte schnell den Vorteil dieser Freundschaft für sich und verbrachte von da an den Winter auf dem Hof, geschützt in der alten Scheune vor Wind und Wetter. Gustave verehrte ihn, für ihn war er der Inbegriff von Freiheit und Abenteuer.

Er liebte seine tollkühnen Geschichten vom Großstadtleben. Mit leuchtenden Augen lauschte er den siegesgeschmückten Abenteuern - Toni, der Bandit in den Straßen von Paris.

Das karge Futter teilten sie redlich, und so ersetzte den alten Hunden diese Verbindung die fehlende Familie, gab ihnen Zuversicht und Halt.

Toni war mittlerweile unten an der Straße angekommen. Er musste niesen und schüttelte seinen rüdigigen Pelz. Missmutig zwängte er sich durch ein Loch im Zaun und trottete durch den Schnee in Richtung Hauptstraße weiter. Im Geist spann er an den Abenteuern, die es Gustave zu erzählen galt, als sein Magen laut und protestierend knurrte. Die letzte karge Mahlzeit war schon Stunden her. Hoffentlich hatte dieser Holzklotz für ein paar Vorräte gesorgt. Mit Schaudern dachte er an ihre Jagd im letzten Jahr zurück. Das war beileibe kein Spaß gewesen, ließen ihn doch seine alten Knochen immer mehr im Stich. Er seufzte; verdammt, nichts, rein gar nichts war mehr so wie früher.

Gustave, der nur das armselige Leben auf dem Hof kannte, tat sich mit einem Sprint über die vereisten Stoppelfelder äußerst schwer. Dabei hatte alles so gut angefangen. Tonis von vielen Straßenkämpfen schon etwas deformierte Nase spürte nach langem Suchen einen Feldhasen auf. Mit letzter Kraft jagte er ihn vor sich her und trieb ihn auf Gustave zu. Sprichwörtlich vor dessen vier Pfoten kam der Hase zum Halten, starr vor Schreck, mit hängenden Ohren und riesengroßen Kulleraugen. Und was machte dieser dämliche Köter? Saß da wie eine Nachteule. Mit triefenden Augen ließ er das Abendbrot entkommen. Mit knurrenden Mägen mussten sie sich heimwärts trollen: Gustave mit hängenden Ohren, immerzu um Verzeihung bettelnd, und Toni mit einer Mordswut im Bauch.

Schlecht gelaunt, hungrig und frierend folgte Toni dem Weg, überdachte dabei seine Aussichten, während der Schnee seine Spur schon wieder zudeckte.

Maurice

Ein Geräusch nahmen sein feinen Ohren wahr und er sah zum Fenster hoch: War da nicht eben ein Schatten gewesen? Seit Längerem trieben Hunde ihr Unwesen in seinem Viertel, machten Jagd auf seine Freunde, schon manch einer bekam das Böse zu spüren. Anführer der Hundegang war eine Promenadenmischung von undefinierbarer Fellfarbe namens Toni. Dieser Köter steckte in einem Panzer aus Arroganz und totaler Selbstüberschätzung.

Noch immer beobachtete er das Fenster, entschlossen sprang er elegant vom Boden ab und landete sicher auf dem Fenstersims. Viel konnte er nicht sehen, die klirrende Kälte verzierte die Scheibe fast vollständig mit Eisblumen. Draußen herrschte immer noch Schneetreiben. Er sprang zurück und landete sanft auf seinen vier Pfoten. Leichtfüßig lief er zu seinem Kissen, trat ein bisschen darauf herum, als wolle er es weichklopfen, und legte sich wieder hin. Zufrieden rollte er sich noch einmal um die eigene Achse. Das Leben war schön; wohligh schnurrend schloss er die Augen. Seit acht Jahren wohnte er in dieser Villa mit dem großen Garten. Eines jener Häuser, wie es nur in vornehmen Stadtvierteln zu finden ist. Haus an Haus wohnten hier anständige Leute - ganz nett und ganz schön spießig.

Pardon, vielleicht sollten wir ihn erst einmal vorstellen: Maurice von Calimero. Im besten Katzenalter von acht Jahren, darf man von ihm behaupten, er ist ein gut aussehender und schmucker Bursche ... na ja, ein bisschen Eitelkeit sei ihm gestattet. Sein Fell glänzt wie gebürstetes Silber, und es kostet ihn morgens einiges an Zeit, alles auf Hochglanz zu bringen.

Sein Blick aus schiefergrauen Augen hat so manches Herz gebrochen, und sein besonderer Vorzug ist seine sonore Stimme.

Das Haus teilt er mit seinem Herrn und Futterspender, einem kauzigen Bücherwurm. Monsieur Klein ist Chef der Pariser Nationalbibliothek. Jeden Tag hat er mit Büchern zu tun und nennt darüber hinaus eine umfangreiche Bibliothek im Haus sein Eigen.

Diese Villa kaufte er vor vielen Jahren als Hochzeitsgeschenk für seine Frau. Madame kam einst aus der Provence, besaß selbst kein Vermögen, machte das aber mit ihrer auffallenden Schönheit und einem lebhaften und scharfen Verstand wett. Eine nach dem modernsten Pariser Chic gekleidete Dame, klug, gelehrig und ehrgeizig. Kurzum: Paris lag ihr zu Füßen.

„Bitte erschrecken Sie nicht“, waren die einleitenden Worte des Maklers gewesen, als er das erste Mal die Tür zur Hausbesichtigung öffnete. Und in der Tat – Zustand und Ausstattung der Räume waren nicht eben das, was man als „traumhaft“ bezeichnen würde. Von außen bestach die Villa durch den riesigen parkähnlichen Garten. Verwildert und ungepflegt befand sich im hinteren Teil ein abrisssreifes Gartenhäuschen. Beim Rundgang durch die Räume sprudelten die Einfälle aus Madame nur so heraus. Das Füllhorn an Ideen, welches sich über ihren Mann ergoss, überzeugte ihn letztendlich: sie hatten ihr künftiges Domizil gefunden.

Bald schon folgten den Worten Taten. Mit Feuereifer machte sich Madame daran, dem Haus ein komplett verändertes Aussehen zu verpassen. Kein Raum blieb bei den Renovierungsarbeiten unberührt. Ihren natürlichen Sinn für Farbe und Schönheit ließ sie bei der Inneneinrichtung walten. Unübersehbar zogen ihre Lieblingsfarben ins Haus.

Ein zarter Elfenbeinton ließ die Wände im sanften Licht erstrahlen, viel Weiß und Creme sorgten für Helligkeit. Immer wieder fanden sich Farbtupfer, die den angestaubten Räumen die nötige Frische verliehen. Das Badezimmer wurde komplett saniert, schlichte helle Fliesen ersetzten die ehemals teils gebrochenen Kacheln. Hochwertige Materialien garantierten für das perfekt abgestimmte Aussehen von eleganten Tapeten, kunstvollen Teppichen und aufwendigen Gardinen. Weiche Polster und edle Möbelstoffe sorgten für Gemütlichkeit und Geborgenheit.

Madame besaß einen natürlichen Instinkt für den Geschmack der Zeit, stets plauderte sie mit ihren Gästen über die Inneneinrichtung der Villa.

Wie lange das Haus schon auf eine gründliche Schönheitskur gewartet hatte, wurde klar, als die Handwerker beim Renovieren unter den alten Tapeten Zeitungen aus dem Jahr 1876 fanden.

Vom Gartentor, einem Kleinod aus schmiedeeisernen Gittern, versehen mit den geschwungenen Initialen der Kleins, schlängelt sich ein mit Kies bestreuter Weg zum Haus empor, begrenzt durch Rasen und üppige Rabatten. Eine kleine Figur, verborgen unter dem großen Buchsbaum, ein Engel mit abgebrochenen Flügelspitzen, wachte in freundlicher Bescheidenheit. Wohltuende Ruhe lag über dem Garten, zahlreiche Rosenbüsche rankten sich in der warmen Jahreszeit um das Haus, eine schmucke kleine Bank lud dann zum Verweilen ein.

Madame saß hier oft und beobachtete gefiederte Gäste, die stillvergnügt in der Vogeltränke badeten. Maurice sah die kleinen Vögelchen nicht weniger gern, musste sich aber zusammennehmen. Nicht Hunger trieb ihn zur Jagd, uralte Instinkte ließen sich eben nur schwer unterdrücken.

Für die Gestaltung der Fassade fanden überwiegend kostbare Materialien Verwendung.

Die mit herrlichem italienischem Marmor ausgestattete Eingangshalle zierte eine lebensgroße Bronzefigur. Amor mit Pfeil und Bogen, zart geschwungene Linien, lebensecht gearbeitet aus kaltem Stein.

Eine gewundene Treppe mit schmiedeeisernem Geländer führte in die oberen Etagen. Dicke Teppiche verschluckten alle lauten Geräusche.

Ein riesiger Kronleuchter in Birnenform, der Behang aus oval geschliffenen Prismen und Spitzen, verlieh der ganzen Halle eine besondere Atmosphäre.

Auf mehrere Etagen verteilten sich Bäder, Schlafzimmer, Gästezimmer, die Bibliothek und der Salon. Die Küche befand sich im Erdgeschoss, und die Räume der Dienstboten lagen im oberen, letzten Stockwerk. Alles hell und freundlich.

Der Keller war Maurice vorbehalten, denn Martha, die Hausdame, hatte Angst vor allem, was sich auf vier Beinen bewegt. So brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Freiwillig würde sie nie einen Fuß hier herunter setzen.

Mittelpunkt des Hauses war der blaue Salon. Seine hohen Stuckdecken gaben ihm das Aussehen einer Kuppel, die floralen Muster der Seidentapeten harmonisierten mit dem eleganten Mobiliar, ausgesuchte Accessoires verliehen allem eine angenehme Atmosphäre.

Sobald die Tage kürzer und die Abende länger wurden, spendete der Kamin zwischen Wohn- und Esszimmer mit seinem flackernden Feuer die nötige Wärme. Dann gab es für Madame nichts Herrlicheres, als sich in ein weich gepolstertes Sofa fallen zu lassen. Behaglich lag Maurice dann zu ihren Füßen, zusammengerollt auf einer flauschigen Decke.

Große Fenster reichten vom Boden bis fast zur Decke, boten im Sommer wie Winter einen fantastischen Ausblick in den Garten.

Umsorgt wurden die Kleins von Martha, der Ehefrau des Gärtners. Sie war mit der Hochzeit von Madame ins Haus gekommen. Niemand wusste, woher die beiden Frauen sich kannten oder was sie einst verband. Stets für einen reibungslosen Ablauf sorgend, war Martha Hausdame und Hausdrachen in einer Person. Dünn wie eine Hopfenstange und zäh wie ein Stück Schuhsohle war sie; kaum ein Lächeln kam über die schmalen, verkniffenen Lippen. Tiefe Falten zogen sich von den Nasenflügeln bis zum Mund. Nur wenn Madame mit ihr sprach, erhellte sich ihr Gesicht, und ein winziges Strahlen stahl sich in ihre Augen.

Die anderen Dienstboten fürchten ihre scharfe Zunge und ihr strenges Wesen. Mürrisch und unzugänglich führt sie, zur vollsten Zufriedenheit zumindest von Madame und Monsieur, den Haushalt. Unter ihrer Obhut lief alles wie in einem gut geölten Uhrwerk. Selten gönnt sie sich einen freien Tag, das Haus und seine Bewohner bestimmten ihr Leben.

Im letzten Sommer war alles noch wie immer. Madame saß im Wohnzimmer, Maurice genoss neben ihr auf dem großen Sessel am Fenster das herrliche Wetter. Endlich - nach einem nassen und unfreundlichen Frühjahr vertrieb die Sonne jeden trüben Gedanken, alles grünte und blühte.

Madame ließ ihren Blick über die herrlichen Rosen wandern und ihr Blick blieb am Gärtner hängen. „Nein, sicher hat Martha recht“, flüsterte sie Maurice zu - sie führte gern Gespräche mit Maurice -, „gutes Personal ist nicht leicht zu bekommen, und einen gelernten Gärtner im Haus zu haben, ist ein